

Der Schwanheimer Wald.

IV. Landschaftliches.¹⁾

Mit 12 Abbildungen

von

W. Kobelt.

Betrachten wir uns nun zum Schluß den Schwanheimer Wald ein wenig vom Standpunkt des spazierengehenden Naturfreundes. Was dem Frankfurter dabei auffällt und ihn besonders anlockt, ist der Gegensatz zu dem in seiner ganzen Ausdehnung forstlich gepflegten und sorgsam bewirtschafteten Stadtwald, sind die noch nicht ganz von der Kultur ausgerotteten Reste des alten Naturwaldes. Im Anschluß an die vorzüglichen photographischen Aufnahmen des Herrn Dr. Fritz Winter wollen wir einige derselben hier zu schildern versuchen.

Der lange, aber schmale Schwanheimer Wald wird seit uralter Zeit durch drei Längswege aufgeschlossen: die im ersten Abschnitt (I 77)²⁾ erwähnte Bischofsstraße, die seine Südgrenze bildet, die Lange Schneise, die dem Fuß der Kelsterbacher Terrasse entlang vom Poloplatz bis an die Kelsterbacher Grenze unter der Schwedenschanze zieht, und den Hartweg, der dem Nordrand des Waldes entlang läuft, sich aber jetzt an der hohen Sanddüne hinter den alten Eichen spaltet und einen Zweig geradeaus erst der Rechten Wiese entlang und dann geradeaus zwischen der Alten und der Neuen Wiese zum Sumpfdistrikt der „Sauros“ schickt und schließlich in einen Fußpfad übergeht, der an der Grenze unmittelbar vor Kelsterbach endet. Alle drei Wege sind uralt, wenn sie auch hier und da eine Ver-

¹⁾ Die Abschnitte I bis III sind im vorjährigen „Bericht“ erschienen.

²⁾ Die römischen Ziffern beziehen sich auf die Hefte I bis III, die arabischen Ziffern auf die Seitenzahlen des vorjährigen „Berichtes“.



1. Kreuzdorndickicht mit Birken.



2. Hainbuchen.

legung erlitten haben. Besonders der mittlere Weg lief früher näher am Fuß der Helle hin; er ist dort noch an einzelnen Stellen erkennbar. In nordsüdlicher Richtung konnte der Wald westlich vom Sandgebiet früher, außer bei abnormer Trockenheit und bei strengem Frost, nur an zwei Stellen passiert werden: auf dem Waadweg, der von der Waldbahnstation Unterschweinstiege südlich läuft, und über den Wanzenweg. Der Waadweg folgte der im ersten Abschnitt erwähnten Kiesschwelle, die vom Oberwald zum Dorf und weiter zum Sand im Dannewald zieht. Sein alter Lauf ist heute noch im Waldesdickicht erkennbar; über ihn ging der Verkehr vom Taunus nach Mörfelden und zur Bergstraße. Der Wanzenweg aber ist ein in seiner Entstehung noch rätselhafter Damm durch die Riedwiese, der die Sindlinger Fähre mit der Bischofsstraße verband. Der Weg, der vom Dorf zur Station Schwanheim der Ludwigsbahn führt, ist erst nach 1859, nach Eröffnung der Bahn, fahrbar gemacht worden; er heißt in Erinnerung an seinen ehemaligen Zustand heute noch der Wasserweg.

Die landschaftliche Physiognomie unseres Waldes wird im wesentlichen bedingt durch die Grenzen zwischen Sand, resp. Kies und Moorboden. Wie bereits im ersten Abschnitt erwähnt, schieben sich von dem großen Kies- und Sandplateau, das den Frankfurter Wald trägt, zwei schmale Rücken bis in die Waldwiesen vor und scheiden den ehemaligen Schwanheimer Bruch in drei große Buchten, die nach Westen hin zusammenfließen und dort die Waldwiesen und nach der Grenze hin den Urwald und den umgebenden Bruch tragen. Geht man oberhalb der Wiesen durch eine der Schneisen von Norden nach Süden, so trifft man erst Eichen, dann mengen sich Birken dazwischen, dann kommt reiner Kiefernwald. Weiterhin senkt sich der Weg wieder; die Mulde füllt ein Dickicht von Kreuzdorn (*Rhamnus frangula*), dann kommt ein Graben, von Erlenstämmen begleitet; dieselbe Abwechslung wiederholt sich noch einmal, bis jenseits der Langen Schneise am Abhang der Kelsterbacher Terrasse reiner Kiefernwald in forstmäßiger Bewirtschaftung den Schluß macht. Weiter nach Westen hin verschwinden die Sandschwellen, und die Unterschiede verwischen sich. Nur längs der Rechten Wiese zieht sich noch ein breiter, flacher Rücken bis zum Wasserweg; er wird gekennzeichnet durch einen prachtvollen Bestand der Hainbuche, wie man ihn weit und breit nicht zum zweitenmal findet. Die Bäume sind nur mittelstark und kennzeichnen sich durch den

Wuchs in ringförmigen Gruppen als Ausschlag aus uralten Wurzeln. Ein paar viel stärkere Einzelstämme, aus übergeflogenen Samen erwachsen, stehen auf der anderen Seite der Wiese mit unseren schönsten Eichen und Buchen zusammen, bis 90 cm im Umfang.

Auffallend sind in diesem sumpfigen oder richtiger moorigen Wald die überall zerstreut stehenden prachtvollen Kiefern. Untersucht man genauer, so überzeugt man sich leicht, daß hier in geringer Tiefe unter dem Moorboden reiner Sand liegt, und daß die Kiefern überall auf kleinen Erhöhungen der Sandunterlage stehen. Nördlich der Wiesen, auf dem wenig fruchtbaren Aulehm der Ebene, findet man so gut wie keine Kiefer.

Aus diesem Teil des Waldes stammt ein Ausfuhrartikel, der den Namen Schwanheims in weiten Kreisen bis nach Holland hin bekannt gemacht hat, die Schwanheimer Blumenerde.

Lange, ehe ich wußte, wo Schwanheim liegt, war mir sein Name wohlbekannt. Meine Mutter war eine eifrige und glückliche Blumenzüchterin und tat, was sie konnte, um sich gute Blumenerde zu verschaffen. Wenn die Zeit des Umpflanzens kam, wurde ich regelmäßig zu einem der Frachtfuhrleute geschickt, die damals allein den Verkehr mit dem für sie drei Tagereisen entfernten Frankfurt besorgten, und mußte ein Körbchen voll Blumenerde holen. Die Herren Frachtfuhrleute betrieben nämlich neben dem Lohnfuhrwerk immer auch einige Privatgeschäfte und brachten Sachen mit, die den Händlern nicht in den Kram paßten. Davon sind mir zwei in Erinnerung geblieben: Düsseldorfer Senf und Schwanheimer Blumenerde. Als mich dann die Laune des Zufalls nach Schwanheim verschlug, erkundigten wir uns — meine Frau war nicht minder große Blumenfreundin als ich — natürlich auch nach der „Blumenerde“. Unter diesem Namen kannte man sie allerdings nicht; hier heißt sie nämlich „Blumengrund“ oder gewöhnlich einfach „Grund“, und die Leute, die sie im Walde aufkauften und nach Frankfurt zu den Gärtnern brachten, hießen und heißen noch „Grundbauern“. Sie waren damals zahlreicher als heute und lieferten Schiffsladungen voll „Grund“ in die rheinischen und selbst holländischen und belgischen Gärtnereien. Es wurde dabei viel Geld verdient. Durch das unregelmäßige, planlose Grundgraben wurde aber der Waldboden ruiniert und noch ungleicher gemacht, als er von Natur war. So nahm schließlich die Forstbehörde die Verwertung des „Grundes“ selbst in die Hand, und heute ist der Verkauf des Blumengrundes ein



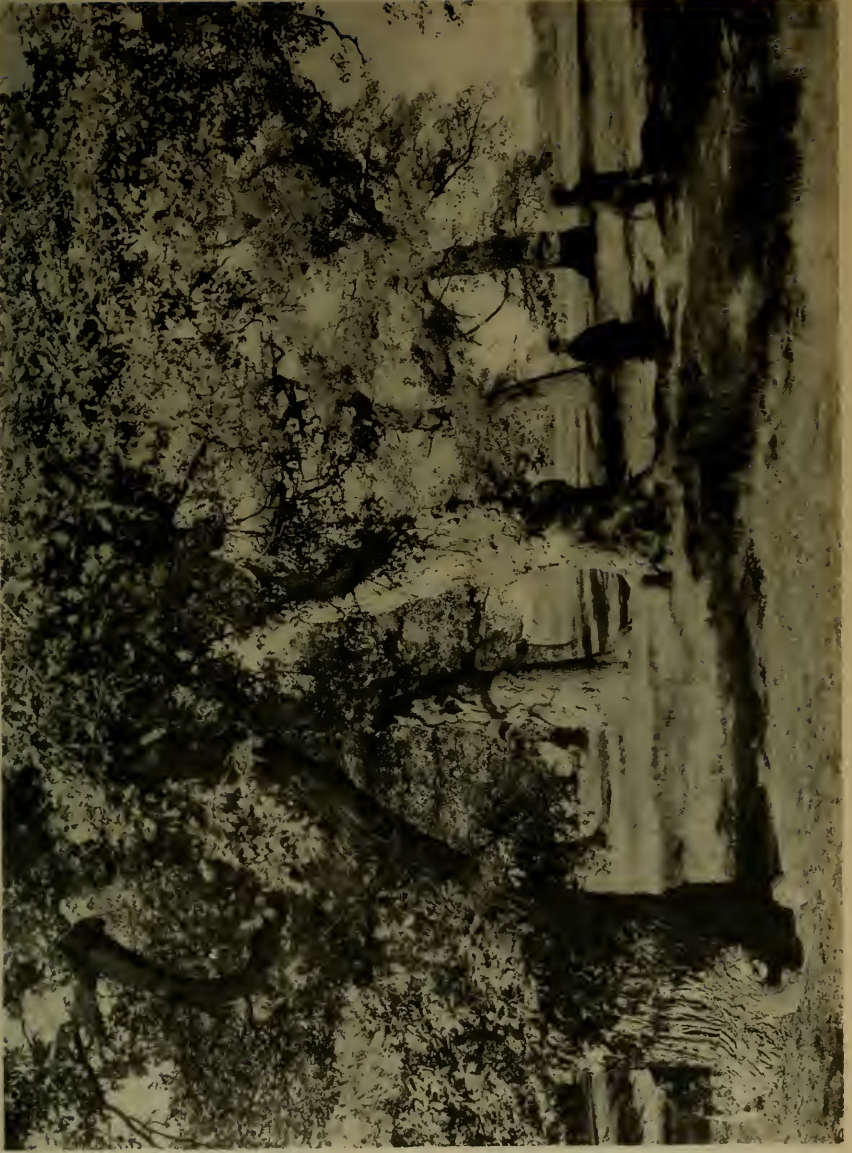
3. Schiindemann (*Molinia coerulea* Mnch.).

regulärer Teil des Forstbetriebes im Schwanheimer Gemeindewald, der einen ganz hübschen Ertrag in die Gemeindekasse liefert.

Aber nicht überall besteht der Boden des Sumpfwaldes aus Blumengrund. Wenn man zwischen dem Poloplatz und dem Waadweg den Wald durchquert, trifft man vielfach auf Strecken, wo der Wald entsetzlich kümmerlich ist und mächtige, meterhohe Grasbüschel kaum einen Baumwuchs aufkommen lassen. Seit Jahrzehnten kämpft die Forstbehörde hier vergeblich gegen den Schindemann oder, wie der Schwanheimer sagt, den Schinderhannes (Pfeifenschmiele, *Molinia coerulea* Mnch.). Der Frankfurter Forstbehörde geht es auch nicht besser; im Oberwald, namentlich im Kesselbruch, überzieht der Schindemann gleichfalls große Strecken und trotz mit seinen tiefeindringenden Wurzeln jedem Ausrottungsversuch.

Einen besonders interessanten, aber nur sehr selten von Fremden benutzten Spazierweg bietet eben, solange die Trockenperiode anhält, der völlig ausgetrocknete Hauptgraben, der fast vom Poloplatz aus in ziemlich gerader Linie bis zur Schwedenschanze zieht. Reichlich anderthalb Stunden lang, führt er durch den üppigsten Teil des Waldes, dem die Trockenheit bis jetzt noch am wenigsten geschadet, den auch die Kultur noch am wenigsten beleckt hat. Auch in feuchteren Zeiten, wo die Sohle des Grabens unpassierbar ist, kann man an seinen erhöhten Rändern ziemlich bequem von einer Schneise zur anderen kommen, und der mit dem Wald nicht genau vertraute Spaziergänger findet an ihm einen sicheren Führer durch die intimsten Schönheiten des Waldes. Freilich, ganz ohne Hindernisse geht es nicht ab, und man muß darauf gefaßt sein, ab und zu einmal über umgefallene Bäume, Kreuzdorn, Traubenkirsche, wohl auch einmal über eine Birke oder Kiefer hinüber zu voltigieren oder auch unter ihnen durchzuschlüpfen. Am lohnendsten ist die Partie vom Waadweg bis zur Waldwiese und dann wieder in einem weiter südlich liegenden anderen Zweig des Entwässerungssystems vom Wasserweg bis zur Riedwiese.

Wenn man von dem Schwanheimer Wald spricht, so denkt man in erster Linie immer an die alten Eichen, die „tausendjährigen“, die freilich, wie im vorigen Abschnitt erwähnt, diesen Namen nicht verdienen, aber doch als Reste des altherühmten Eichwaldes ein gewisses Interesse haben, ganz abgesehen davon, daß sie vielen Generationen von Malern als Studienmaterial ge-



4. Aus den „alten Eichen“.



5. Aus den „alten Eichen“.

dient haben und auf mehreren bekannten Bildern verewigt sind. Es ist ein kümmerlicher Rest geworden. Nicht viel über hundert sind noch vorhanden, darunter kaum ein Dutzend, die den alten Ruf einigermaßen rechtfertigen; gesund und kräftig ist keine einzige mehr. Sie stehen freilich zum größten Teil auf sehr ungünstigem Boden. Schon in geringer Tiefe, 40 bis 50 cm unter der Oberfläche, liegt in ihm eine Konglomeratschicht, ein Ortstein, durch Raseneisen verkitteter grober Mainskies, den auch die Pfahlwurzel der Eiche nicht durchbrechen kann. Im Winter sammelt sich auf ihr das eindringende Wasser und trat früher in großen Lachen zutage. Im Sommer verschwindet es auch in normalen Zeiten fast ganz, und die Trockenperiode der letzten dreißig Jahre hat den Eichen den Rest gegeben. Nur wo im östlichen Teil des Eichwaldes Sand auf dem Konglomerat liegt und die Wurzeln etwas mehr Nahrung finden konnten, haben sich einige stärkere Stämme entwickeln, resp. erhalten können. Sie stehen unter Naturdenkmalschutz; im Jahre 1909 sind die schlimmsten Schäden ausgebessert, die Löcher mit Zement ausgefüllt worden; aber für lange wird es kaum helfen.

Von dem Wald, wie er noch vor fünfzig Jahren den Abhang der Helle bedeckte, hat sich noch ein kleiner Rest zwischen dem Waadweg und der Pumpstation im Goldsteinrauschen in einer Einsenkung erhalten, durch die in alten Zeiten der Weg von Schwanheim nach Mörfelden auf die Höhe hinauf führte. Die Stelle heißt heute noch „am alten Weg“. Warum der Wald hier und auch weiter westlich bis zum Beginn der großen Ausschachtung geschont wurde, als der übrige Teil des Abhanges der Kelsterbacher Terrasse abgetrieben und mit Kiefern bepflanzt wurde, weiß ich nicht; aber wir müssen der Forstbehörde, die es angeordnet, dafür dankbar sein. Ein paar gewaltige Eichen, einige wunderschöne breitkronige Buchen und die stärksten Kiefern unseres Waldes bieten ein prächtiges Bild. Auf der Höhe liegt hier gerade eine Anzahl Hünengräber, die größten unserer Gemarkung. Das Plätzchen verdiente wohl, unter Naturdenkmalschutz gestellt zu werden.

Ein interessantes Waldstück liegt hinter den Eichen zwischen diesen und der Dammschneise, früher nur in der trockensten Jahreszeit betretbar, jetzt leider der Austrocknung verfallen. Man erreicht es am bequemsten, wenn man von der Haltestelle Schwanheim auf dem bequemen Radfahrweg der Waldbahn bis an den



6. Kiefern am Pfingsberg.

Pflanzgarten folgt, zuerst den Waldrand entlang, vorbei an der Bretzeleiche (III 266) und an der höchsten Sanddüne unseres Waldes, dem Pflingstberg, mit seinen prächtigen Kiefern, von denen ganz auffallend oft zwei und selbst drei mächtige Stämme aus einer Wurzel zu kommen scheinen, eine sonst nicht sehr häufige Erscheinung. Man achte hier auf die im vorigen Abschnitt erwähnten Mistelbüsche in den höchsten Wipfeln, die sich besonders im Winter deutlich abheben. Hinter dem Holzhäuschen am Pflanzgarten¹⁾ dehnt sich ein prächtiger Mischwald, anfangs auf ziemlich trockenem Boden stehend, aus Hainbuchen, Eichen und einzelnen Buchen zusammengesetzt, dann immer üppiger werdend, mit Haselbüschen, Vogelbeeren und Kreuzdorn durchwachsen, der Boden dicht mit Farnkräutern (*Aspidium spinulosum* und *Asp. filix mas*, seltener *Asplenium filix femina*) bedeckt, von deren frischem Grün sich der Fingerhut (*Digitalis purpurea*) wundervoll abhebt. Geißblatt durchrankt das Gebüsch und hängt von den Baumwipfeln herab; es bietet namentlich am Südrand des Mischwaldes, an der Dammschneise, prächtige Bilder. Dazwischen steht eine der schönsten Buchen unseres Waldes. An einem Entwässerungsgraben steht die (III 256) abgebildete Erle. Auch sonst finden sich abenteuerliche Baum- und Buschformen genug. Wer sich im Wald nicht sicher zu orientieren weiß, folgt am besten einem Fußpfad, der vom nördlichen Ende des Forstgartens ab im Bogen durch den Distrikt zieht und auf die Dammschneise ausläuft; er kann sonst die Erfahrung machen, daß man im ebenen Wald gar zu leicht aus der Richtung kommt und im Kreis herumläuft, was übrigens hier ein harmloser Scherz ist. Geht man dann die Schneise in der Richtung auf die in der Ferne auftauchende Waldwiese entlang, so kommt man an der Kreuzungsstelle mit der nächsten Schneise an eine unserer schönsten Eichen, die dem früheren Förster Diefenhardt zu Ehren benannt ist. Herr Dr. Fritz Winter hat von ihr eine prächtige Aufnahme gemacht. Hier ist der Boden bedeckt mit der wilden Balsamine (*Impatiens noli tangere* L.), dem Kräutlein Rührmichnichtan, und in dem Graben stehen üppige Farnkräuter (*Asplenium filix femina*).

Dem Wiesenrand entlang führt ein Fußpfad durch den pracht-

¹⁾ Ein Maler, der bei seinen Studien an den Eichen hier manchmal rastete, hatte an der Rückwand dieses Häuschens auf den Fensterladen einen Einsiedler in Öl gemalt, an dem Kunstliebhaber ihre Freude haben konnten. Das Bild ist leider im Lauf der Jahre arg beschädigt worden.



7. Mischwald.



8. Mischwald.



9. Diefenhardts-Eiche.



10. Die stärkste Hainbuche.

vollen Hainbuchenwald, von dem wir oben gesprochen, — Freund Winter hat auch von ihm eine vorzügliche Aufnahme gemacht, die seine Eigentümlichkeit getreu wiedergibt — nach einer besonders geschützten Ecke am Waldrand, wo der Krankenwagenverein unter prächtigen Eichen eine Ruhestätte für Invaliden und Erholungsbedürftige unterhält und ein paar Anlagen gemacht hat. Die Stelle ist botanisch interessant durch das Vorkommen eines sonst im Frankfurter Wald fehlenden Kreuzkrautes (*Senecio fuchsii*). Im Frühjahr bedeckt der Knoblauchshederich den Boden und überrascht Unkundige, die ihn für Maiblumen halten, durch seinen unangenehmen Knoblauchgeruch. Nur vereinzelt stehen die echte Maiblume und das Schattenblümchen dazwischen, und die vielblütige Maiblume (*Convallaria multiflora*) erreicht eine ungewöhnliche Höhe. Im Nachsommer treten für sie die Goldrute (*Solidago virgaurea*), das nordische Habichtskraut (*Hieraceum boreale*) und eine *Galeopsis* ein, und die Hecken durchrankt der Heckenknöterich (*Polygonum dumetorum*).

Auch der Mineralog findet hier in dem fast steinfreien Wald etwas nicht Uninteressantes. Die Gesteinsbrocken, die im Gebüsch der Ruhestätte zerstreut aufgestellt sind, bilden eine Gesteinsammlung eigener Art: einen Teil des von dem Ausschuß für Volksvorlesungen zusammengebrachten Heimatmuseums. Sie enthält gegen fünfzig Nummern aus den verschiedensten Teilen Deutschlands und war früher im Garten der Turnhalle aufgestellt, wo sie aber wenig beachtet wurde. Bei der Übersiedelung des Museums in das alte Schulgebäude fand sie hier Unterkunft.¹⁾ Wohl die schönsten Bäume unseres Waldes stehen links von dem zur Eisenbahn führenden Weg längs des Südrandes der Rechten Wiese, der Liegehalle gegenüber. Zu ihnen gehört die früher (II 177) abgebildete Vogeltränk-Buche; neben ihr steht noch eine Anzahl mindestens ebenso starker Genossinnen, mehrere Eichen, die den „Tausendjährigen“ durchaus nichts nachgeben, und einige Hainbuchen von ungewöhnlicher Stärke. Sie bilden zusammen eine wunderbare Gruppe, die hoffentlich noch lange erhalten bleiben wird. Freilich, vor den Elementen kann man sie nicht schützen: im vorigen Jahre hat der Blitz eine dicht am Waldsaum stehende Eiche getroffen, und sie siecht seitdem lang-

¹⁾ Der Plan, hier auch die wichtigsten Pflanzen des Waldes zu vereinigen, ist durch die andauernde Trockenheit und den Mangel an Mitteln seither vereitelt worden.

sam dahin. Der Wald hinter dieser Baumgruppe bietet dem Naturfreund manchen Genuß. Auch rechts des Wasserwegs in dem schmalen Saum, der hier längs des Weges bei der Anlage der „Kameruner Wiesen“ und des Spielplatzes für den Fußballklub erhalten blieb, stehen einige prächtige Bäume. Was weiter westlich liegt, ist der Forstwirtschaft verfallen, wird aber, wie es der östlich angrenzende Distrikt bereits getan, bald als wohlgepflegter junger Eichwald eine fröhliche Auferstehung feiern.

Geht man dem Südrand der Wiesen entlang, so trifft man einige hundert Schritte vor dem verfallenen Wellblechhäuschen, an dem früher bei den großen Treibjagden gefrühstückt wurde, eine Erscheinung, die wohl einen Spaziergang dorthin lohnt. Dicht am Waldrand findet sich ein Hexenring, wie ich niemals einen ähnlichen gesehen habe. Völlig kreisrund, 25 bis 30 m im Durchmesser, liegt er da, der Ring selbst über 1 m breit, zwei Wiesenparzellen einnehmend, einer Rennbahn im kleinen so völlig gleichend, daß die Besitzer der Wiese bei dem Förster Beschwerde erhoben, daß die Rehe oder die Damhirsche dort ihren Tummelplatz hätten. Als ich im verflossenen Herbst zum erstenmal darauf aufmerksam gemacht wurde, war der ganze Ring dicht mit riesenhaften Pfefferpilzen (*Lactaria piperata* L.) bewachsen, einer am anderen, viele bis 30 cm im Durchmesser, ein wunderbares, auf Hunderte von Metern hin sichtbares Bild. Gerne hätte ich es photographisch verewigen lassen; aber die eine Hälfte war schon abgemäht, und der Besitzer der anderen Hälfte stand mit der Sense daneben. Er sagte mir, daß er den Ring schon von seines Vaters Zeiten her kenne, daß derselbe früher viel kleiner gewesen und stetig nach außen gewachsen sei, daß aber die Pilze erst seit dem vorigen Jahre in solcher Menge aufgetreten seien. Erfreut war er nicht darüber, da das Vieh wegen des scharfen Pfeffergeschmackes, derselben das Grummet nicht annimmt und er sie deshalb jedesmal sorgsam ausrupfen muß. Auffallend ist mir, daß ich den Pfefferpilz wohl am Waldrand, aber niemals auf der Wiese selbst gefunden habe.

Zwischen dem westlichen Ende der Waldwiesen und der Kelsterbacher Grenze liegt der interessanteste Teil unseres Waldes, dem die Trockenheit noch nichts hat anhaben können. Offiziell führt er den wenig poetischen Namen „Sauros“. Er hat den Charakter des alten Sumpfwaldes noch unverfälscht bewahrt und ist auch heute noch bei einigermaßen feuchtem Wetter nur an

zwei Stellen passierbar. Ein Gewirr von rankendem wildem Hopfen mit riesigen Blättern bildet den Rand gegen die Wiesen; mit ihm mischen sich lianenartige Triebe des Geißblattes, oft tief in die Stämme einschneidend und schwächere geradezu erwürgend. Nur längs des Hauptgrabens, der als Cloaca maxima von Schwanheim alljährlich geputzt wird und deshalb erhöhte trockene Ränder hat, kann man ihn durchschreiten. In den letzten beiden Herbstern freilich konnte man auch hier den Hauptgraben selbst als Weg benützen, und erst in der Nähe der Riedwiese zeigten sich Spuren von Wasser. Ich glaube kaum, daß sich irgendwo schönere Erlengruppen finden als längs des Hauptgrabens. Aber auch prachtvolle Eichen fehlen nicht, und auch Eschen, Aspen und Weiden haben sich erhalten. In geringer Entfernung rechts vom Graben steht auch eine der wenigen Ulmen, die unser Wald enthält, ein höchst sonderbares Exemplar mit sehr starkem, aber niedrigem Stamm, der sich dann in eine Menge verhältnismäßig schwacher Äste verteilt.

Wenige hundert Schritte weiter nördlich, dicht am Waldrand gegen das Feld hin, liegt die interessanteste unserer Waldabteilungen, jetzt in Frankfurt als „Schwanheimer Urwald“ bekannt und viel von Naturfreunden und auch von Futter suchenden Aquarienbesitzern besucht. Auf den Generalstabskarten ist er als „Rodsee“ bezeichnet, der Schwanheimer nennt ihn „Rosee“ oder „Rohsee“. Er hat mit den Entwässerungsgräben des Schwanheimer Bruches nichts zu tun, ist vielmehr der letzte Rest eines alten Mainarmes, der in uralten Zeiten vom Dorf nach der Kelsterbacher Senke zog und im Feld wie am Waldrand noch an einigen Stellen nachweisbar ist. Die Kleinwiesenschneise zieht kaum 50 Schritte von ihm vorbei, das Feld ist nur durch einen vorwiegend aus mächtigen Haselbüschen bestehenden Buschwald von ihm getrennt; aber kein Unkundiger wird, wenn er vorbeigeht, auf den Gedanken kommen, daß hier sich eine etwa zehn Minuten lange, allerdings schmale, seeartige Wasserfläche hinzieht, die bis in die letzten Jahre ein getreues Bild der Sümpfe gab, die zur Römerzeit große Gebiete Deutschlands erfüllten. Die Abbildung im vorigen Abschnitt (III 258) und Fig. 11 geben eine gute Vorstellung von dem Randgebiet bei niedrigem Wasserstand. Dann ragen aus dem seichten Wasser und seiner Umgebung seltsame Wurzelgebilde empor, die erst in etwa einem Meter Höhe in eine Anzahl schwacher Erlenstangen übergehen



11. Im „Urwald“.



12. Im „Dannewald“.

und an der Übergangsstelle einen Absatz bilden, der meist Moos und Farnkräuter trägt. Aus der Wasserfläche ragten früher dazwischen überall Schwertlilien und andere Wasserpflanzen empor, und ein dichtes Gewirre von *Hottonia palustris* erfüllte den Raum zwischen ihnen. Im Winter steigt das Wasser bis an den Absatz der Erlenstämme empor. In den letzten Jahren ist freilich der See in jedem Herbst ausgetrocknet; die *Hottonia* hat sich eine Zeitlang als dünner Rasen auf dem feuchten Boden erhalten; im vorigen Sommer erfüllte ein Dickicht von Wasserkerbel (*Oenanthe phellandrium* Lam.) das Hauptbecken, und man konnte den unteren, mehr flußartigen Teil des Sees an vielen Stellen trockenen Fußes überschreiten. Ein vielbegangener Fußpfad führt jetzt dem rechten Ufer entlang nach Kelsterbach und gestattet ein bequemes Betrachten, während am linken Ufer sich ein breiter bruchiger Saum hinzieht, der mit Vorsicht zu betreten ist.

Man kann sich kaum einen größeren Kontrast denken als den zwischen dem eben geschilderten „Urwald“ und dem kaum zehn Minuten entfernten Sandgebiet des Tannenwaldes oder, wie der Schwanheimer sagt, des „Dannewaldes“ (I 83). Ich möchte namentlich den Lehrern empfehlen, bei Schülerexkursionen in unseren Wald den Rückweg vom Rodsee nach Schwanheim durch den Sand zu nehmen. Er ist leicht zu finden. Vom Waldsaum führen mehrere Wege nach dem ihm parallelen Kelsterbacher Weg, und schon eine Ackerlänge jenseits desselben befindet man sich auf einem Sandboden, der dem Märkischen Sand nur wenig nachgibt. Es ist ein Teil der ausgedehnten Sandfläche, die am Südrand des alten Niedeltas sich nach Kelsterbach erstreckt. Ein alter Mainlauf, derselbe, der den Rodsee bildet, begrenzt sie nach Süden; heute schneidet der Main von Griesheim bis Sindlingen mitten durch sie hindurch. Es ist Spessartsandstein, den der alte Main zerrieben und oberhalb der Nied abgelagert hat, eine alte Uferbildung, aber stellenweise vom Winde umgelagert und zu dünenartigen Bildungen umgewandelt. Zäher Bauernfleiß hat seinen größten Teil für die Kultur gewonnen. Aber in der Mitte ist ein großes Stück liegen geblieben, vielleicht noch zehn Hektar haltend, an das der Pflug noch kaum gerührt hat. Es hat früher einen geschlossenen Kiefernwald getragen, und die Gemeinde Schwanheim hielt streng darauf, daß die Boden- decke nicht aufgerissen wurde; alte Erfahrung hatte sie offenbar gelehrt, was das unter Umständen für sie bedeuten könnte. Als

aber zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts eine neue Zeit anbrach und die Menschen klüger wurden als ihre Vorfahren und gleichzeitig die Menschenzahl zunahm und mehr Land nötig wurde, beschloß die Gemeinde 1812, den mitten in ihrer Gemarkung liegenden Wald zu fällen, das Land anzuroden und mit Obstbäumen zu bepflanzen. Es mag damals wohl eine feuchte Periode im Maintal gewesen sein, die den Boden sich mit Vegetation bedecken ließ, und die Gemeinde konnte den Erlös für das Land, etwa 1000 Gulden, in den Kriegszeiten gut gebrauchen. Als aber dann wieder trockene Zeiten kamen, zeigte es sich, daß die Alten doch klüger gewesen waren, als sie das Pflügen im Sand verboten. Die Bodendecke verschwand, und der Sand begann zu wehen und lohnte den Ackerbau nicht mehr. Man ließ ihn als „Drieschland“ liegen. Als ich 1869 nach Schwanheim kam, hatte sich in einer Reihe von feuchten Jahren der Boden wieder mit Heidekraut, Quendel und Sandimmortelle bedeckt, die Gemeindefschafherde weidete dort, und im Nachsommer brachten die Bienenzüchter ihre Völker an geschützte Stellen und machten reiche Honigernten. Hier und da standen noch riesige, meterstarke Kirschbäume und, wo es einigermaßen anging, waren junge Obstbäume gepflanzt. Nur an einigen Stellen, auf den Dünen, war der Kiefernwald stehen geblieben und in ihm ein paar Eichengruppen, Überreste des älteren Waldes, in deren Schatten auf Himmelfahrt oder Pfingsten nach alter Sitte die Gesangsvereine ihr Waldfest feierten. Nur eine einzige Stelle, wenige Quadratmeter groß, war blanker Sand. Da setzte 1882 die Trockenperiode ein, die heute noch fort dauert. Die Bodendecke wurde immer spärlicher, die jungen Zwetschen- und Kirschenbäume verkümmerten, die alten starben ab, und die kahle Stelle wuchs mit unheimlicher Schnelligkeit nicht nur in der Flächenausdehnung sondern auch in der Tiefe. Aus der flachen Senke, in der sie lag, wurde ein breites, tiefes Tal, und nun erinnerten sich auch die alten Bauern, daß der Vorgang sich schon einmal abgespielt und eine ganze Anzahl Morgen guten Landes — Gerstenboden — mit Flugsand überschüttet hatte. Sie haben mir in den Sandgruben gar manchmal die alte Kulturschicht unter dem Sand gezeigt. Wenn man an warmen Sommertagen bei Westwind dort vorbeikam, konnte man meterhoch über dem Boden den Sand in Bewegung sehen, das Bild eines echten Wüstensturmes im kleinen, und konnte den Fortschritt der Verwüstung beobachten.

Die Kiefern des spärlichen Waldes, der die nicht in Kultur genommenen Teile des Sandes bedeckt, sind eigentümlich sparrig gewachsen, oft vielfach verzweigt, und die jüngeren und besonders die am Rande stehenden Bäume zeigen einen eigentümlichen latschenartigen Wuchs (III 264). Die unteren Äste kriechen 2 bis 3 m weit über den Boden hin; aber dann steigen die Stämmchen senkrecht empor, ohne sich wie bei dem echten Krummholz des Hochgebirges in der Richtung des vorherrschenden Windes niederzubeugen. Bei ganz jungen Exemplaren erkennt man deutlich, daß der unterste und oft auch der zweite Quirl sich ganz flach auf dem Boden ausbreiten und erst mit dem dritten die eigentliche Stammbildung beginnt. Es ist also nicht, wie im Hochgebirge und wie in den Dünen der Nordseeinseln, der Sturm, der das eigentümliche Wachstum bedingt; dieses ist vielmehr als eine Anpassungserscheinung, als Schutz gegen die Austrocknung, zu betrachten. Wo der Mensch eingreift, lassen sich auch in diesem Sand ganz hübsche Stämme erziehen; wo das aber nicht der Fall ist, behält jeder Stamm die Äste bis zum Boden. Ein besonders interessantes Bild bietet der Anblick von einer alten Krähenhütte aus, die auf dem nördlichen Dünenzug steht.

Auch die niedere Flora hat allerhand Eigentümliches. Die alte Bodendecke hat zwar in den letzten 31 Jahren schwer gelitten, aber ausgestorben dürfte wohl kaum eine der Arten sein. Heidekraut, Quendel, die gelbe Sandimmortelle, die Zypressen-Wolfsmilch (*Euphorbia cyparissias* L.) sind noch überall zu finden und werden bei feuchteren Sommern bald wieder den Boden bedecken. An den Rändern der Sandgruben gedeiht üppig die Königskerze (*Oenothera biennis* L.), der Eindringling aus Nordamerika, und die Hundszunge (*Cynoglossum officinale* L.), im Sommer von den Karpfenschwänzchen (*Macroglossa stellatarum* L.) umschwärmt. Auch die nur auf solche Standorte beschränkte blaue *Jurinea cyanoides* Bechst., ein Relikt aus der Steppenzeit, das sich hier wie auf dem Mombacher Sand bei Mainz erhalten hat, wird diese Trockenperiode, wie so manche vorher, ungefährdet überstehen.

Merkwürdigerweise findet sich im bewaldeten Teil des Sandgebietes eine ziemlich reiche Pilzfauna. Vorherrschend ist der Fliegenpilz, dem sich vereinzelt der Pantherpilz anschließt; an dem giftigen Knollenblättermilch fällt die geringe Ausbildung der

Wurzelknolle auf (III 280). Von den eßbaren Pilzen tritt der Butterpilz ausschließlich in der Form des Sandröhrlings (*Boletus variegatus* Swainson) auf, heller gefärbt, aber mit der charakteristischen schmierigen, leicht abziehbaren Oberhaut; er wird auffallend selten von Maden angegriffen. Die Ziegenlippe vertritt der Rotfuß (*Boletus chrysentereon* Bull.), ebenfalls heller gefärbt, mit zerrissener Oberhaut und wie die Stammform oft durch Maden ungenießbar. Auch der Parasolpilz ist von der gewöhnlichen Waldform einigermaßen verschieden.

Die Fauna des Sandgebietes ist natürlich eine sehr arme, schon wegen des absoluten Wassermangels. Nur in einer einzigen Sandgrube wird der Grundwasserspiegel erreicht und ist für den Menschen durch eine rohe Holzstiege zugänglich gemacht. In dem lockeren Flugsand finden selbst die Höhlenbewohner keine geeigneten Wohnplätze. Das Kaninchen, das früher vereinzelt vorkam, hat sich ganz in den Wald zurückgezogen; der Fuchs, an dessen Vorkommen einige Namen von Gewannen erinnern, ist verschwunden; Mäuse und Wühlmäuse gehen selbst in Mäusejahren nur ganz vereinzelt über die Grenzen des Ackerbaues herüber. Reptilien treten vollständig zurück; doch scheint in den Sandgruben die Zauneidechse (*Lacerta agilis* L.) in neuerer Zeit etwas häufiger geworden zu sein. Nur noch für den Insekten-sammler findet sich bessere Ausbeute. Im Gegensatz zum übrigen Teil der Gemarkung (II 184) hat sich der Maikäfer (*Melolontha hippocastani* Fabr.) erhalten; es ist ausschließlich die Form mit schwarzem Brustschild. Von Käfern hat ferner einiges Interesse der im Juli fliegende zottige Maikäfer (*Anoxia villosa* F.). Auf den Sand beschränkt, wenigstens in unserer Gegend, ist *Cicindela hybrida* L., die merkwürdigerweise auf den sandigen Wegen des Gemeindewaldes vollständig fehlt.

In den Sandgruben hat in den letzten Jahren Herr Dr. Gulde eine reiche Ausbeute an Wanzen gemacht; darunter befindet sich eine ganze Reihe von Arten, die der pontisch-sarmatischen Steppenfauna angehören, einige davon bis jetzt in ganz Deutschland nur hier nachgewiesen, wie *Camptotelus costalis* H. S., *Dimorphopterus spinolae* Sign. und *Derephysia foliacea* Fall. var. *biroi* Horv. Auch das eigentümliche Dünentier *Chorosoma schillingi* Schml. und die sonst nur in Steppen lebende Pentatomide *Carpocoris lunulatus* Goeze kommen hier vor. Von seltenen Geradflüglern sind *Sphingonotus cyanopterum* Chrp., *Phanero-*

ptera falcata Scop. und *Caloptenus italicus* L. zu erwähnen. Der Ameisenlöwe ist nach demselben Forscher als Larve recht häufig; es ist Herrn Dr. Gulde aber niemals gelungen, ein geflügeltes Exemplar — das Tier fliegt gegen Abend — zu erbeuten.

Ein nicht unwichtiger Charakterzug unserer Sandfauna ist das vollständige Fehlen aller Gehäuseschnecken, während in dem sonst so ähnlichen Mombacher Sand einige Arten (*Vitrina*, *Xerophila costulata*, *Zebrina detrita*) massenhaft auftreten. Dort ist eben der Sand eine alte Stranddüne, aus zerriebenen kalkhaltigen Tertiärschichten entstanden; unser Sand ist dagegen, wie schon erwähnt, zerriebener Spessartsandstein und deshalb vollständig kalkfrei, so daß Schnecken kein Material zum Aufbau ihrer Häuser finden.

Anhang: Die Schwedenschanze.

Die Schwedenschanze gehört zwar nicht mehr zur Gemarkung Schwanheim, aber sie schließt sich untrennbar an deren Wald an und darf deshalb und wegen der Rolle, die sie bei der Festsetzung der Grenze unseres Waldes gespielt hat, nicht unerwähnt bleiben.

An der Westgrenze unseres Gemeindewaldes liegt ein Bezirk, der sich in vieler Hinsicht von den übrigen Teilen des Waldes unterscheidet und den besonderen Namen „der Hinkelsteiner Acker“ trägt. Er ist bis in das vorige Jahrhundert hinein immer von Zeit zu Zeit kahl abgetrieben und dann eine Reihe von Jahren hindurch als Ackerland behandelt worden; ließen die Erträge nach, so säte man ihn wieder mit Kiefernnsamen an und ließ die jungen Bäume schlagreif werden. Ein ähnliches Bewirtschaftungssystem galt auch an einigen anderen Stellen im Walde (z. B. am Alteberg). Am Hinkelsteiner Acker bricht die regelmäßige Einteilung des Waldes ab; er ist offenbar erst später demselben beigefügt worden, vielleicht, als das Dorf Husen (I 82), Sindlingen gegenüber, Schwanheim einverleibt wurde.

Ein tiefer Wasserriß am Westrand des Hinkelsteiner Ackers bildet heute die Gemarkungsgrenze und gleichzeitig die Landesgrenze gegen das Großherzogtum Hessen. An der Westseite seines Ausganges, der nach zwei Seiten steil abfällt, erhebt sich ein Ringwall, den nach der Tradition die Schweden im Dreißigjährigen Krieg aufwarfen, um die „Wolfenburg“ in Kelsterbach,

das feste Residenzschloß des Fürsten von Isenburg-Langen, zu beschießen. Die Anlage dürfte aber sehr viel älter sein.

Der hessische Landeskonservator Herr Prof. Dr. Anthes bemerkt über die Schwedenschanze:¹⁾

„Vor Kelsterbach liegen in einer schnurgeraden Linie auf einer Strecke von über 25 km mindestens sieben größeren Hügelgräber-Gruppen, an denen die alte Straße [unsere heutige Südgrenze] vorbeigezogen sein wird. Im ersten Teil folgt ihr Verlauf dem Hochufer des Flusses (der Kelsterbacher Terrasse). Da wo sie den Main erreicht haben muß, liegt die Schwedenschanze, 20 Minuten vom Bahnhof, ganz nahe der Stelle, wo ein jetzt entfernter Hinkelstein²⁾ stand. Die Nordfront der Umwallung schließt sich unmittelbar an das Steilufer an und ist hier am flachsten, nur noch ca. $\frac{3}{4}$ m hoch. Die Seiten schließen sich leicht gekrümmt an die Nordflanke an. Der größte Durchmesser von West nach Ost beträgt von den Walkronen aus gemessen 56, der kleinste 40 m. Im Süden ist der Wall, von der Grabensohle aus gerechnet, noch über 7 m hoch. Auf der dem Fluß zugekehrten Nordseite zieht sich etwas bergabwärts eine kleine Terrasse hin, deren Bestimmung im jetzigen Zustand unklar ist, denn die Anlage hat trotz ihres noch recht stattlichen Ansehens im Laufe der Zeit sehr gelitten; besonders das Innere ist wiederholt aufgefüllt und zur Herstellung eines Festplatzes eingeebnet worden. — Die Schwedenschanze macht durchaus den Eindruck eines Ringwalles, obgleich auch hier ohne Ausgrabungen etwas Sicheres nicht gesagt werden kann. Co hausen kommt in seiner Beschreibung der 1883 in der Nähe aufgedeckten bronzezeitlichen Hügelgräber auch auf die Schanze zu sprechen, hütet sich aber, sie in unmittelbare Verbindung mit den Gräbern zu bringen oder überhaupt ein Urteil auszusprechen. Angesichts der oben erwähnten Tatsachen muß aber auch diese Anlage unbedingt unter denen aufgeführt werden, die dringend eine Untersuchung mit dem Spaten erfordern.“

Der genaueste Kenner der Ringwälle und ähnlicher Bauten in unserer Gegend, Herr Architekt Thomas in Frankfurt, schreibt mir:

„Meine Ansichten über die Kelsterbacher Schwedenschanze sind heute genau dieselben wie die gegenwärtigen von Prof.

¹⁾ In: Archiv Hessische Geschichte N. F., Bd. V, S. 516.

²⁾ Nassauische Annalen XVIII S. 200 ff.

Anthes. Wenn auch die bescheidene Anlage das Äußere eines Ringwalles zeigt, so ist sie immerhin den weniger auffälligen Besonderheiten nach als eine dem frühen Mittelalter zugehörige Burg zu erkennen. Bei einer solchen war die Wehrlinie — genau wie bei einem Ringwalle — als primitive Trockenmauer ausgebaut, in ebenem Gelände hinter einem möglichst breiten Wehrgraben, und erst in jüngerer Zeit trat, sofern ihr Bestand gesichert werden sollte, an Stelle der Trockenmauer (aus Erde oder Stein) die Mörtelmauer.

Bei meiner Untersuchung und sorgfältigen Aufnahme im Jahre 1904 fand ich die Merkmale ihrer Bedeutung, die ich kurz nachher dem Frankfurter Verein für Geschichte und Altertumskunde an Ort und Stelle auseinandersetzte. Die Ansicht, daß an ihr eine Aptierung für Feuerwaffen vorgenommen sei¹⁾, kann ich leider nicht teilen. Im Gegensatz weist alles darauf hin, daß sie schon sehr frühe ihre Bedeutung als Wehranlage verloren hat und aufgegeben worden ist. Das auf uns Überkommene darf somit ein erhöhtes Interesse beanspruchen. Die gegenwärtig noch erkennbaren Einzelheiten verweisen überzeugend auf die Abwehr des Nahkampfes. Selbst die von Ihnen angeführte Besetzung der Schanze in jüngster Zeit (in den Revolutionskriegen, Ko.) hat keine Spuren von Änderungen zum Zweck der Feuerverteidigung hinterlassen, ebensowenig sind dort Spuren vielleicht älterer Nebenbenutzung wahrzunehmen. Allerdings zeigen Wall und Graben starke Verschleifung. Dies kann jedoch bei vielhundertjährigem Bestehen in Anbetracht der geringen Konsistenz der Bodenart nicht wundernehmen. Daß aber der Hof etwas planiert worden, ist mir selbst erinnerlich. Dabei ist eine, im Burghof zentralgelegene, den festlichen Veranstaltungen um 1860 hinderliche mäßige Vertiefung ausgeglichen worden. Das ursprüngliche Bild der frühmittelalterlichen Schöpfung konnte damit wegen der Kenntnis der Tatsache keine Beeinträchtigung erfahren; denn bei der vergleichenden Berücksichtigung des vorliegenden Restbestandes an Elementen aus ihrer früheren Bauperiode neben den durch die neue Forschung an verwandten Anlagen gesicherten Ergebnissen, ist auch der verlorengegangene Ausbau in der Hauptsache kein

¹⁾ Ich hatte diese Ansicht bei einer Besichtigung zusammen mit dem Landesgeologen Dr. Albert von Reinach gefaßt und in einem Brief an Herrn Thomas ausgesprochen.

Rätsel mehr. — Von Funden weiß ich nichts; ein Bronzeschwert soll vor sehr langer Zeit gefunden worden sein.“

Ein wohlerhaltenes Bronzeschwert (? Scramasax) mit kupfernen Nieten, in den achtziger Jahren bei Anlage eines Fußpfades am Steilhang gefunden, wurde mir von Herrn Oberförster Thurn-Mönchhof übergeben; ich gab es an Dr. von Reinach, und es dürfte wohl mit dessen Sammlung in das Saalburg-Museum gekommen sein.

Nachtrag.

(Zu I 86)

Zur Urgeschichte Schwanheims hat ein Fund, der bei der Anlage der Wasserleitung in der Neugasse gemacht wurde, einen wichtigen Beitrag geliefert. In anderthalb Meter Tiefe stießen die Arbeiter auf eine Grabstätte aus der Bronzeperiode. Der Finder war glücklicherweise ein geborener Hedderheimer, der mit derartigen Sachen Bescheid wußte, und der Aufseher sorgte dafür, daß alles geborgen und ich sofort benachrichtigt wurde. Unter den Scherben einer — offenbar schon bei der Bestattung beschädigt gewesenen — Tonurne lagen drei Armringe, tadellos erhalten, zwei aus starken Bronzeperlen bestehend und an der Rückseite offen, der dritte aus Bronzedraht äußerst zierlich geflochten und noch elastisch und federnd, und ferner eine große durchbohrte Tonperle mit blauen eingebraunten Verzierungen, die von Spirallinien umgeben waren. Außerdem fanden sich noch ein länglich viereckiger Metallrest, vielleicht die Einfassung einer Messerscheide, und ein kleines scharfkantiges Kieselschieferblättchen, das offenbar zu dem Funde gehörte, da der Lehm des Fundortes völlig steinfrei ist. Brandspuren sind nicht gefunden worden. Der Fund ist in unserem Heimatmuseum geborgen; Herr Archivdirektor Dr. Brenner in Wiesbaden wird über ihn genauer berichten. Die Hoffnung auf weitere Funde ist leider bis jetzt unerfüllt geblieben.

(Zu III 253)

Die Angabe über das Vorkommen des Wasserschieflings im Rodsee beruht nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn M. Dürer, des gründlichsten Kenners unserer Flora, auf

einer Verwechslung mit dem Wasserkerbel (*Oenanthe phelandrium* Lam.), der wenigstens für den Menschen nicht giftig ist. Unser gelber Fingerhut ist nach demselben *Digitalis ambigua* Murray).

(Zu III 277)

Der Täubling der gewöhnlichen Hexenringe auf den Wiesen ist gelegentlich einer kleinen Pilzausstellung als der Maskenritterling (*Tricholoma personatum* Fries) erkannt worden und wird seitdem von den Schwanheimer Pilzfreunden als delikater Speisepilz eifrig gesammelt. Auch der zweifarbige Ritterling (*Tricholoma bicolor* Pers.) ist unter den guten Speisepilzen anzuführen. Beide konnten 1912 bis zu den ersten Frösten im November gesammelt werden.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Bericht über die Senckenbergische naturforschende Gesellschaft](#)

Jahr/Year: 1913

Band/Volume: [1913](#)

Autor(en)/Author(s): Kobelt Wilhelm

Artikel/Article: [Der Schwanheimer Wald. 236-265](#)